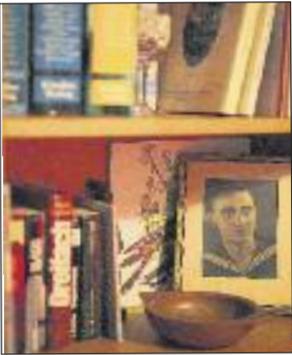


Kultur

Hochsensibilität

Psychiatrie

■ Verschwunden



Mehr als 11.000 Menschen gelten aktuell in Deutschland als vermisst. Ein – fiktiver – Vermisstenfall bildete den Ausgangspunkt der theatralisch-interaktiven Ausstellung „Heiner Weiland. Mir fehlt es an nichts“ (Foto: Patrick Sobottka). Dabei wurde das vorangegangene Leben Weilands detailliert rekonstruiert – der Betrachter begibt sich auf eine Spurensuche nach dem Warum. Es ist auch eine Ausstellung über Depression ... **Seite 13**

■ Überreizt



„Ich bin anders“, denken hochsensible Kinder oft schon im Grundschulalter: Hochsensible sind empfindsamer und leichter durch Reize überfordert als ihre Mitmenschen. Bremer Expertinnen informieren darüber im Rahmen ihres Projekts „Feinspürkinder“ in norddeutschen Schulen (Foto: Byarutto-123rf.com). Über die Auswirkungen von Hochsensibilität im Alltag sprechen Vertreter des Hamburger Expertenrats auf **Seite 7**

■ Berührt



Die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Bipolare Störungen (DGBS) startete mit einem musikalischen Höhepunkt: Dem Auftritt der englischen Singer-Songwriterin Emily Maguire, die gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Bassisten Christian Dunham, auf die Bühne trat und das Publikum mit ihrem Programm „A Bit of Blue“ tief berührte und begeisterte. Die Musikerin ist selbst bipolar und verarbeitete dies in Liedern und Texten. **Seite 5**

Cannabis: Kanada als Vorbild?

■ Legalisierung feuert Debatte um drogenpolitische Ausrichtung in Deutschland an

Die Legalisierung von Cannabis in Kanada hat auch hierzulande der drogenpolitischen Debatte rund um Legalisierung contra Kriminalisierung neuen Schwung gegeben. Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Marlene Mortler (CSU), warnte vor einer Verharmlosung von Alkohol, Tabak und Cannabis – und vor einem solchen Schritt in Deutschland. „Der Schwarzmarkt kennt keinen Verbraucher*innen und Jugendschutz“, argumentieren dagegen die Veranstalter einer Tagung des Bundesverbands für akzeptierende Drogenarbeit & humane Drogenarbeit, akzept e.V., die sich für Maßnahmen zur Schadensminimierung und gegen Repression stark machten. Auch Grünen-Politiker Cem Özdemir kritisierte die Drogenpolitik der Koalition: Legalisierung sei der richtige Weg. Die FDP fordert staatlich kontrollierten Cannabis-Verkauf.

regelmäßigen Konsum. Der Bericht verweist auch auf den steigenden Gehalt des Cannabis-Wirkstoffs THC: Demnach lag der Medianwert für Haschisch im Jahr 1996 noch bei knapp fünf Prozent. 2017 lag er bei knapp 15 Prozent. Bei Marihuana seien es 1996 knapp fünf Prozent und 2017 mehr als 13 Prozent gewesen.

Auch die Gewerkschaft der Polizei (GdP) bekräftigte ihre Ablehnung einer Legalisierung des Cannabiskonsums. „Fällt ein Verbot, wird damit gleichzeitig suggeriert, dass etwas ja gar nicht so gefährlich ist, wie immer behauptet wurde“, erklärte der GdP-Bundesvorsitzende Oliver Malchow in Kassel. Auch sei es ein Irrglaube, dass die Legalisierung eines verbotenen Stoffes die damit in Verbindung stehende Kriminalität reduziere.

Dem Drogen- und Suchtbericht zufolge gibt es beim Alkohol- und Tabakkonsum positive Entwicklungen. So habe sich der Anteil rauchender Jugendlicher in den vergangenen 10 bis 15 Jahren um zwei Drittel verringert. Die Raucherquote bei Erwachsenen sei seit 2003 um etwa

30 Prozent gesunken. Mortler äußerte sich jedoch besorgt über einen „klaren Aufwärtstrend“ bei neuen Produkten wie E-Zigaretten oder Wasserpipeifen. Die Vorstellung, dass das Wasser den Rauch filtere, sei Unsinn.

Beim Alkohol habe der Missbrauch derweil die mit Abstand größten gesellschaftlichen Folgen, sagte sie. Auch wenn der Pro-Kopf-Verbrauch von Reinalkohol rückläufig sei, zähle Deutschland noch immer zu den Hochkonsumländern. Einen „riskanten Konsum“ räumten rund 15 Prozent ein, gelegentliches Rauschtrinken etwa jeder dritte Erwachsene. Laut Statistischem Bundesamt hatten die meisten Patienten, die 2017 wegen psychischer Störungen infolge von Drogen im Krankenhaus behandelt wurden, zu viel Alkohol getrunken: Es waren mehr als 322.000 Fälle. Die Zahl der Drogentoten geht weiter zurück. 2017 starben 1272 Menschen, ein Jahr zuvor waren es 1333.

Berichte vom Deutschen Suchtkongress sowie vom Akzept-Kongress gibt es auf **Seite 18 & 19**

BERLIN (rd/epd). Statt über „freies Kiffen für alle“ zu diskutieren, müsse man sich vielmehr mit den gesundheitlichen Folgen des Drogenkonsums auseinandersetzen, sagte Marlene Mortler bei der Vorstellung des Drogen- und Suchtberichts 2018 in Berlin. Das heutige Cannabis habe nichts mehr zu tun mit dem vor 20 Jahren, betonte sie. Es sei viel stärker geworden. Gerade wegen der Gefahr von Überdosierungen forderten die Vertreter des akzept-Verbandes auf ihrem Kongress legale Substanztests für Konsumenten.

Laut Mortler steigt der Konsum von Cannabis bei jungen Menschen seit 2011 leicht an. So hätten zuletzt knapp sieben Prozent der Jugendlichen und knapp 19 Prozent der jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 Jahren in Umfragen angegeben, in den vergangenen zwölf Monaten Cannabis konsumiert zu haben. Rund 1,5 Prozent der Jugendlichen und mehr als fünf Prozent der jungen Erwachsenen bekannten sich laut Bericht zum re-

HAMBURG (rd). „Auch Menschen aus Osteuropa brauchen ein warmes Bett und medizinische Versorgung!“ betitelte die Hamburgische Landesstelle für Suchtfragen (HLS) eine Pressemitteilung, die zum Start des Winternotprogramms für Obdachlose verschickt wurde. Hintergrund: Menschen aus osteuropäischen EU-Staaten, die Suchtprobleme und in Hamburg kein Obdach haben, werden zunehmend in der Hamburger Drogen- und Suchthilfe sichtbar, zumal wenn ihnen der Zugang zum Winternotprogramm verwehrt wird. Da diese Men-

schen aber oft keinerlei Anspruch auf Sozialleistungen und Krankenversicherungsschutz haben, können sie von der Suchthilfe kaum weitervermittelt werden. Sie haben nicht nur kein Recht auf Substitution und Suchttherapie, sondern auch keines auf grundlegende Behandlung gegen Krankheiten wie HIV und Hepatitis – „und das, obwohl Infektionskrankheiten wie Hepatitis C ein weit verbreitetes Problem sind und die Gefahr der Ansteckung stetig wächst, wenn man hier nicht behandelt“, warnte die HLS.

Mehr auf Seite 2

Verschlossen

■ Hilflöse Helfer: Suchthilfe als Auffangort für Unversicherte



Zur besten Einkaufszeit machten die Demoteilnehmer auf die Nöte von Kindern psychisch kranker Eltern aufmerksam. Foto: © Streich Photography, Steffi Reichert

„Wir sind hier!“

■ Erste Demo für Kinder kranker Eltern

Rund 200 Engagierte machten mit bei der ersten Demo für Kinder psychisch kranker Eltern, die am 27. Oktober durch Hamburg zog und die auf die Not dieser geschätzt 3,8 Millionen Kinder hinwies. „Es fehlt an Hilfsangeboten, und die wenigen konkreten Projekte, die es gibt, sind oft nur kurzfristig und nicht auskömmlich finanziert. Wichtige präventive Maßnahmen werden verwehrt, und häufig bekommen Kinder erst Hilfe, wenn sie selbst erkrankt sind“, kritisierten die Veranstalterinnen Andrea Rothenburg, Filmemacherin und Vorsitzende des Vereins Psychiatrie in Be-

wegung e.V., sowie die Psychologin Louise Larbanoix (Beratungsstelle w-lengang.hamburg). Andrea Rothenburg äußerte sich zufrieden über die Aktion: „Wir haben viele Leute erreicht. Es war eine berührende, gute Veranstaltung.“ Vor allem die mitlaufenden Kinder seien „Feuer und Flamme“ gewesen. Laut Rothenburg sind bereits Folgeaktionen in weiteren Städten wie Berlin geplant.

Dass fast zeitgleich deutlich mehr, laut Polizei rd. 3000 Teilnehmer, im Rahmen der größten Demo für Tierrechte in Hamburg unterwegs waren, bezeichnete sie als „Spiegel unserer Gesellschaft.“ **(hin)**

AUS DEM INHALT

BLICKPUNKT
Sexualität: Von Tinder bis Trans-Boom **Seite 3 & 4**
BIPOLARITÄT
Von Hometreatment bis Medikation im Alter **Seite 5 & 6**
FILME
„Was uns nicht umbringt“: Ein heiterer Therapiefilm **Seite 8**
ARBEIT
RPK-Tagung über Wege zurück in den Job **Seite 9**
HAMBURG
Fixierungsregeln angepasst / Neues Psych-KG gefordert **Seite 10**
SOZIALPSYCHIATRIE
Was tun, wenn Hilfe not tut – aber abgelehnt wird? **Seite 10**

GENESUNGSBEGLEITER
„Entwicklungsland“ Schleswig-Holstein **Seite 11**
SCHLESWIG-HOLSTEIN
20 Jahre Huntington-Station in Heiligenhafen **Seite 12**
NIEDERSACHSEN
Trauer um Prof. Hinderk Meiners Emrich **Seite 14**
BREMEN
Neues aus Theorie und Praxis der Naturheilkunde **Seite 15**
TIERE
„Verrückt nach Kalle“: Was ein Therapiehund bewirkt **Seite 20**
BÜCHER
„Mein Ein und Alles“: Debütroman über Missbrauch **Seite 21**

Zwang nur als letztes Mittel

■ Ethikrat legt 250-seitige Stellungnahme vor

BERLIN (epd). Zwangstherapien und Freiheitseinschränkungen dürfen nach Ansicht des Deutschen Ethikrats nur das allerletzte Mittel sein, wenn hilfsbedürftige Menschen vor sich selbst geschützt werden müssen. Zu diesem Ergebnis kommt das Gremium in seiner jüngsten Stellungnahme. Diese beschäftigt sich mit Grenzsituationen im Sozial- und Gesundheitswesen. Das gut 250-seitige Papier wurde den Angaben zufolge ohne Gegenstimmen verabschiedet.

Ein Auslöser für die Erarbeitung der Stellungnahme unter dem Titel „Hilfe durch Zwang?“ war die Debatte um Zwangsbehandlungen in der Psychiatrie. Mehrfach hatte das Bundesverfassungsgericht in den vergangenen Jahren die rechtlichen Hürden erhöht. Der Ethikrat folgt derselben Logik. In der Psychiatrie, in der Pflege, bei der Betreuung von behinderten Menschen und in der Kinder- und Jugendhilfe müssten zunächst alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, Zwang zu vermeiden, heißt es in der Stellungnahme.

Der Vorsitzende des Gremiums, Peter Dabrock, erklärte, wenn Zwang angewendet werde, dann müsse dies möglichst kurz, schonend und selten geschehen. Zudem empfiehlt der Ethikrat dringend eine intensive Nachbereitung, entweder mit den Betroffenen, oder, wenn dies nicht möglich ist, mit den Angehörigen oder rechtlichen Betreuern.

Zwang darf laut der Stellungnahme überhaupt nur dann in Erwägung gezogen werden, wenn der oder die Betroffene keine selbstbestimmte Entscheidung treffen kann und davor geschützt werden muss, sich selbst zu schädigen, beispielsweise in einer schweren Depression oder wegen einer Demenz. Solange Menschen aber selbstbestimmt Entscheidungen treffen können, müssen diese von Medizinern, Psychiatern oder Pflegern respektiert werden – auch dann, wenn sie dem Betroffenen schaden.

Ausdrücklich erklärt der Ethikrat, für die Einhaltung der ethischen Prinzipien seien nicht allein die jeweiligen Ärzte,

Jugendhelfer oder Pflegekräfte verantwortlich. Vielmehr müssten die Strukturen und Arbeitsbedingungen darauf ausgerichtet sein, es nicht zu Situationen kommen zu lassen, in denen nur die Anwendung von Zwang bleibe.

Die Ethikerin und Psychiatrie-Expertin Sigrid Graumann, die die Stellungnahme maßgeblich mitgearbeitet hat, sagte, häufig sei die Vorentscheidung das eigentliche Problem: Dass jemand überhaupt festgebunden oder ruhiggestellt werden solle, obwohl es auch anders ginge.

Der Vorstand der Deutschen Stiftung Patientenschutz, Eugen Brysch, erklärte, Hunderttausende Pflegebedürftige litten unter diesen Missständen. Um die erforderliche richterliche Genehmigung für Fixierungen zu umgehen, würden zunehmend Pflegebedürftige mit Medikamenten ruhiggestellt. Auch das sei „Freiheitsberaubung“, sagte Brysch.

Die vollständige Stellungnahme findet sich unter www.ethikrat.org

Wenn Hilfe ausgrenzt

■ Suchthilfe fordert bessere Hilfe für Nichtversicherte

HAMBURG (rd). Sie können in der Suchthilfe Schnelltests auf Geschlechtskrankheiten oder HIV anbieten. „Aber wir wissen nicht, was sie mit den Ergeb-

nissen tun können, wir können nichts anbieten“, schilderte eine Teilnehmerin des akzept-Suchtkongresses die schwierige Situation von Suchthelfern im Umgang mit Menschen ohne Krankenversicherung. In einigen Einrichtungen wie dem Abrigado bildeten obdachlose Osteuropäer mit Suchtproblemen nach Einschätzung der Mitarbeitenden bereits etwa ein Viertel der regelmäßig Hilfe suchenden KlientInnen, heißt es in der Mitteilung der hamburgischen Landesstelle für Suchtfragen e.V. (HLS). „Das Elend nimmt zu“, so Urs Köthner von Freiraum e.V., Träger der niedrigschwelligen Einrichtung mit Konsumraum Abrigado in Harburg. Zunehmend werde die von ihm geleitete Einrichtung von Menschen frequentiert, die außerhalb sozialer Sicherungssysteme stehen, viele aus osteuropäischen EU-Ländern. Die Einrichtung sei für 20.000 Kontakte ausgestattet, zähle aber real mehr als die doppelte Menge, so Köthner. Er hofft auf mehr Öffnungszeiten und spricht sich für weitere Konsumräume in der Hansestadt aus.

Das Winternotprogramm bietet in Hamburg bis Ende März 760 zusätzliche Übernachtungsplätze, wie die Sozialbehörde mitteilte. Zwar könnten diese unabhängig von der Nationalität genutzt werden. Eine Unterbringung sei jedoch

nur für diejenigen vorgesehen, die auch Sozialleistungen erhalten. Wer diese Bedingung nicht erfülle, werde bei der Rückkehr in sein Herkunftsland beraten.

Die HLS appellierte unterdessen an die Stadt, im Winternotprogramm 2018/2019 keine Menschen abzuweisen und außerdem darauf hinzuwirken, dass „der Zugang zu medizinischer Versorgung für Menschen aller Staatsangehörigkeiten verbessert wird“. Cornelia Kost, stellvertretende HLS-Vorsitzende, betonte, Konsumräume und angeschlossene Aufenthaltsstätten würden für diese Menschen vielfach zum Haupt-Mittelpunkt ihres Alltags.

„Gerade im Winter nutzen die Betroffenen die Einrichtungen auch, um nicht zu erfrieren. Wir erachten das als unhaltbaren Zustand und appellieren an die Stadt, den Menschen in diesem Jahr im Winternotprogramm ein Bett nicht zu verwehren. Zudem ist es uns ein Anliegen, dass die politischen Akteure der Stadt sich auf der Bundes- und Europalebene einbringen, um nach tragfähigen übergreifenden Lösungen zu suchen, die diesen Menschen eine Krankenversorgung ermöglichen. Es kann nicht sein, dass sich z.B. Hepatitis C immer weiter ausbreitet, weil Menschen von der Therapie dieser Krankheit ausgeschlossen sind“, so Kost.

Bremen: Neues Angebot für Obdachlose

BREMEN (rd). Bremen schafft im einstigen Übergangwohnheim für Geflüchtete „Haus Herdentor“ eine neue Wohnrichtung mit 28 Plätzen für Männer und Frauen, die wegen psychischer Auffälligkeiten wohnungslos oder von Wohnungslosigkeit bedroht sind. „Es geht um Menschen, die in Notunterkünften, Schlichthotels, Pensionen und bei Wohnungsbaugesellschaften Hausverbote haben oder denen die Krankheitseinsicht fehlt, sodass sie sich nicht die dringend nötige Hilfe der Psychiatrie holen“, erklärte Sozialsenatorin Anja Stahmann. Eingebunden wird auch eine Krankenzimmern, damit Wohnungslose nach einer Behandlung nicht in die Wohnungslosigkeit entlassen werden müssen. Das Haus Herdentor solle die selbstgefährdende Lebenssituation beenden und eine Grundversorgung leisten, „die eine weitere Verelendung verhindert und möglichst eine Stabilisierung erreicht“.



Viele obdachlose Menschen sind psychisch krank, ein neues Angebot soll sie stabilisieren. Foto: pixabay

Brief aus der Hauptstadt



Zentrum der Macht: der einst von Christo verpackte Reichstag.

Knapp überlappt

Wenn der Herbst kommt ist der Sommer vorüber – sollte man denken. Doch in diesem Jahr gab es ungewohnte Überlappungen. Das bescherte mir einen überfüllten Rucksack: Zusätzlich zu Notizblock und Tablet musste ich auch das Badezeug einstecken.

Mein Tagungserbst begann in Berlin-Mitte am 11. Oktober mit einem hochkarätigen Fachtag des Paritätischen Gesamtverbands, der DGSP und des Dachverbands zum Thema Hometreatment. Was genau ist Hometreatment, ob und wie unterscheidet es sich von StÄB, und wie können die koordinierenden Leistungen finanziert werden? Einen superben Überblick gibt eine Broschüre „Home Treatment – gemeinsam handeln“, die exakt zum Fachtag von den Verbänden vorgelegt wurde und auf ihren Homepages zu finden ist. Beim Verlassen der Lokalität geriet ich in eine Demonstration für Fußgänger. „Geht doch!“ lautete das Motto. Ich gehorchte.

Auch die nächste Tagung am 13. und 14. Oktober in der Charité verlangte von ihren Besuchern eine enorme Opferbereitschaft. Die Sonne knallte, die riesige Demonstration „unteilbar“ versprach Spaß unter freiem Himmel, und trotzdem fanden sich erstaunlich viele masochistische Psycho-Arbeiter beim

„Berliner überregionalen Symposium für Psychosen-Psychotherapie“ ein. Das Thema war abseitig und vielleicht gerade deshalb attraktiv: „Wenn Therapeuten und Patienten sich nicht finden“. Gemeint sind Menschen in Heimen und in Obdachlosigkeit. Geboten wurden jede Menge Daten und Fakten, aber auch inspirierende Beiträge und die Gruppenarbeit in den begehrten technisch-kasuistischen Seminaren.

Das erste Mal seit vielen Jahren konnte man den charismatischen Klaus Nouvertné erleben. Psychotherapie mit schwerst gestörten Menschen war und ist ihm Herzenssache; regelmäßig besucht er einen alten Einsiedler, der in der unzugänglichen Brache eines Autobahnkreuzes lebt. Britta Köppen berichtete über Psychotherapie mit wohnungslosen Frauen in Berlin, und Andreas Jung aus Marburg bewies ein weiteres Mal, dass die Peers die wahren Experten sind. Am Ende jenes strahlenden Sonntags habe ich die Fallarbeit in der Gruppe geschwätzt und bin noch einmal losgeschwommen.

Und dann war er wirklich zu Ende, dieser Jahrhundertssommer, der Berlin und Brandenburg in eine Steppe verwandelte. Der erste Regen kam, als ich eine weitere Veranstaltung der Reihe

„Paritätische Perspektiven 2018: Wohnungslosenpolitik gemeinsam gestalten“ besuchte. Schwerpunkt war die gesundheitliche Versorgung von obdach- und wohnungslosen Menschen. Auf dem kleinen Podium saß Dilek Kolat, Senatorin, unter anderem für Gesundheit; außerdem die berühmte Obdachlosenärztin Dr. Jenny de la Torre und der Leiter des Zentralen Abrechnungsmanagements der Charité Berlin, Dr. Jörg Schmidt. Schmidt stellte klar, dass allein die Charité jährlich auf Kosten in Höhe von 5 bis 6 Millionen Euro sitzen bleibt, weil viele Patienten nicht krankenversichert sind. Da trifft es sich gut, dass Frau Kolat gerade eine Clearingstelle eingeweiht hat, in der Menschen mit ungeklärtem Krankenversicherungsschutz beraten werden.

Obwohl die Stelle räumlich in der Stadtmission angesiedelt ist, soll sie nicht nur Wohnungslose beraten, sondern auch Selbstständige und Rentner. Dies betrifft schätzungsweise 60.000 Menschen in Berlin. Für die Gehälter der zwei Sozialarbeiter, die Honorare für Juristen und Ärzte stehen im Jahr 750.000 Euro zur Verfügung; mit derselben Summe ist ein Notfallfonds ausgestattet worden, für den man sich viele Spenden erhofft. Herr Schmidt stellt noch einmal die von ihm genannten 5-6 Millionen dagegen.

Charité bleibt jährlich auf Kosten in Höhe von 5-6 Millionen Euro sitzen

Peanuts? Frau Kolat konterte: Die Charité gehöre ja dem Land Berlin. Da konnte man nun rätseln, wer wem welches Geld in die Tasche stecken soll. Ein Teilnehmer verwies auf die Praxis in Frankreich: Dort erhält der Leistungserbringer sein Geld sofort von der Kommune, die dann wiederum das Geld einzutreiben versucht. Ich fand die Veranstaltung spannend und erfreulich konkret. Die beiden für Soz. und Ges. zuständigen Senatorinnen – Breitenbach und Kolat – wurden nicht zuletzt für ihre bessere Überlappungsarbeit gelobt: Endlich passiere mal etwas. Wird aber auch Zeit. Die Zahl der Wohnungslosen in Berlin hat sich in den letzten Jahren auf schlappe 35.000 verdoppelt. **Ilse Eichenbrenner**

Betrifft: Abs.:

Die Autorin arbeitete als Sozialarbeiterin im Sozialpsychiatrischen Dienst Berlin-Charlottenburg und ist seit Jahrzehnten der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie und ihrem Berliner Landesverband verbunden. Sie hat mehrere Bücher verfasst und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Soziale Psychiatrie“.

IMPRESSUM

Jahrgang 32 C 42725
Verlagsanschrift:
Vitanas GmbH & Co. KGaA
Vitanas Sozialpsychiatrisches
Centrum Koog-Haus
Eppendorfer
Koogstraße 32
25541 Brunsbüttel
Telefon: (04852) 96 50-0
Telefax: (04852) 96 50-65
E-Mail: koog-haus@vitanas.de

Herausgeber:
Andreas Mezler
Vitanas Gruppe
Michael Dieckmann
AMEOS Gruppe (V.i.S.d.P.)
Internet: www.eppendorfer.de
www.kooghaus.de
www.vitanas.de
www.ameos.eu
Redaktionsleitung, Layout und Satz:
Anke Hinrichs (hin)
Redaktionsbüro NORDWORT
Große Brunnenstr. 137
22763 Hamburg
Tel.: 040 / 41358524
Fax: 040 / 41358528
E-Mail: mail@ankehinrichs.de
www.ankehinrichs.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Sönke Dwenger, Ilse Eichenbrenner,
Michael Freitag (fgr), Gesa Lampe (gl),
Dr. Verena Liebers, Martina de Ridder,
Dr. Heidrun Riehl-Halen (hrh),
(rd) steht für Redaktion, Agentur: epd

Druck: Boyens MediaPrint, Heide
Es gilt die Anzeigenpreisliste 2018.
Der Eppendorfer erscheint
zweimonatlich und kostet jährlich
39,50 Euro. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte und Fotos wird
keine Gewähr übernommen.

Männer und Frauen sind gleichberechtigt –
aber Texte müssen auch lesbar sein. Wegen
der besseren Lesbarkeit hat sich die Redaktion
entschieden, auf die zusätzliche Nutzung
der weiblichen Form zu verzichten.

Von Tinder bis YouPorn

■ Psychiatrietag zur Sexualität: Von den enormen Umwälzungen durch das Internet

Es war noch nie so wahr wie heute: Sex sells. Durch das Internet sind Sex und Pornografie inzwischen zu einem gigantischen Wirtschaftsfaktor geworden. Die Gesellschaft verändert sich rasend schnell. Wir erleben einen Trans-Boom, und Männer mit pädophilen Neigungen können sich in Netzwerken und Präventionsprojekten helfen lassen. Noch immer liegt bei Kindesmissbrauch und sexueller Gewalt vieles im Dunklen. Der Ochsenzoller Psychiatrietag 2018 brachte Mitte September ein wenig Licht in das facettenreiche Spektrum und die Abgründe der Sexualität.

In seinem Vortrag „Sexing, Dating, Partnering – Pornographie, Sexualität und Partnerschaft im Internet“ redete der Berliner Paar- und Sexualtherapeut Dr. Christoph J. Ahlers Tacheles, trennte häufig vermischte Begriffe scharf voneinander ab und warf die Frage auf: „Wie wirkt sich das Internet auf Beziehungen und Sexualität aus?“ Er selbst findet: „Es gibt ein breites Spektrum an Veränderungen!“ Zu den Angeboten im Internet gehörten unter anderem Singlebörsen, Selbsthilfegruppen, Seitensprung-Agenturen, Escort-Services und Prostitution sowie multimediale Pornografie.

YouPorn etwa, ein in Analogie zu YouTube entwickelter Kanal, bietet aktuell hundert Millionen Terabyte Pornografie (Hinweis: 1 Terabyte = 1.048.576 MB). Wer heute im Internet das Schlagwort „Sex“ eingibt, bekommt mehr als zwei Milliarden Hits. 2010 seien es noch 20 Millionen gewesen. Sex.com sei mit einem Preis von 14 Millionen US-Dollar die teuerste Domain der Welt, gefolgt von der zweitteuersten porn.com, die für 9,5 Millionen zu haben gewesen sei. Täglich gingen 250 neue Porno-Web-sites online.

„Seit dem 21. Jahrhundert boomt die Pornografie im Internet“, so Ahlers. Vorher, in den 90er Jahren, als man sich noch per Modem ins Internet einwählte, sei die Sache technisch einfach nicht machbar gewesen. Ein Porno-Clip sei in der Regel fünf Minuten lang. Diese Datenmenge lasse sich inzwischen leicht transferieren – und außerdem: „Männer brauchen nicht länger.“ Etwa 35 Prozent aller Downloads seien Pornografie.

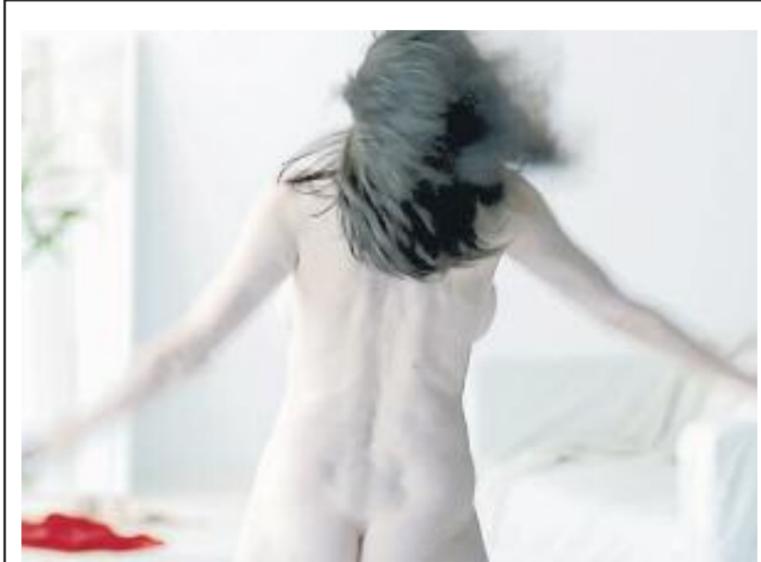
Porno-Postings: „Wer hat die krasseste Scheiße?“

Was aber macht das Internet so besonders? Immerhin konsumierten laut Ahlers 43 Prozent aller Internetnutzer erotische oder pornografische Inhalte – ein Viertel davon Frauen. Eine ganze Reihe von Faktoren spiele eine Rolle, darunter die heimliche und anonyme, kosten- und grenzenlose Nutzbarkeit, die unbeschränkte Verfügbarkeit – de facto ohne Alterskontrolle – sowie die multimediale Übermittlung der Pornografie. Die endlosen Weiten des Internets führten bis hin zu Missbrauch und Darknet. Unter Schülern sei neben Sexting auch das Versenden von Porno-Postings via WhatsApp verbreitet. Den Jungs gehe es bei letzterem um den Status: „Wer hat die krasseste Scheiße?“ Die Posts würden an Mädchen versendet, um zu beobachten, wie diese reagieren. Christoph Ahlers: „Je krasser, desto cooler.“

50 Millionen nutzen die Dating-App Tinder

Allein die Dating-App Tinder gibt laut Ahlers inzwischen 50 Millionen Nutzer an. Bei diesem Service lassen sich Fotos potentieller Dating-Partner je nach Gefallen nach rechts oder links wegwischen. Zwei Drittel der Nutzerinnen suchen sich laut Ahlers Selbstbestätigung, zwei Drittel der Männer wollen Sex. Bei zwei Dritteln der Nutzer sei es noch nie zu einem „real date“ gekommen. Zu den Internet-Angeboten gehörten auch GPS-basierte Apps, die anzeigen, wer sich gerade in der Nähe aufhält und zu einem Sex-Date bereit wäre. Neben den Dating-Apps gebe es auch Singlebörsen, die auf „romantic flirt – no sudden fuck“ abzielen, und seriösere Partnerbörsen, die auf die Vermittlung von Beziehungen ausgelegt sind, wie etwa der im Jahr 2000 in Hamburg gegründete Marktführer Parship. Die Marktsättigung sei bei den Single- und Partnerbörsen bald erreicht, unseriöse Anbieter würden zunehmen.

Mit konkreten Fallbeispielen verdeutlichte Ahlers die Folgen, die sich durch die Internet-Nutzung ergeben können. So treibe es manches Mädchen bis zum Suizid, wenn sexy Selfies nach der Beendigung einer Beziehung vom Exfreund an die Peergroup versendet werden. Auch die Erwartungen an die Sexualität veränderten sich: So habe ein 14-jähriger Junge schon beim ersten Sexualverkehr mit seiner Freundin Analverkehr gewünscht – diese allerdings nicht, woraufhin es zu Streit und einem Bera-



Die Darstellung von Intimität löste extreme Reaktionen aus. Foto: alamode

Die Sache mit der Intimität

Selten hat ein mit dem Goldenen Bären auf der Berlinale ausgezeichnetes Werk derart emotionale und kontroverse Reaktionen hervorgerufen wie die rumänische Experimental-Doku „Touch em not“, die am 1. November auch in die Kinos kam. „Radikal entblößt die rumänische Regisseurin Adina Pintilie die seelischen und körperlichen Tabus unserer vermeintlich sexuell befreiten Zeit und scheut sich auch nicht, Menschen mit Angststörungen und körperlicher Behinderung auf dem Weg zu einer erfüllten Intimität zu begleiten“, so die Presse-notiz. Die rumänische Regisseurin Adina Pintilie wollte ihre eigene Intimität erforschen. Dafür heuerte sie Schauspieler, Sexarbeiterinnen sowie behinderte Menschen und ihre Pflegepersonen an. Ein Sexfilm der anderen Art – und wohl nicht für jedermann ...

tungsgespräch gekommen sei. „Alles andere als Analsex war für ihn Vorspiel, das zählte nicht“, so Ahlers. Ein anderer habe im Internet einen Gang-Bang-Porno geschaut und beim Orgasmus bemerkt, dass die Frau seine eigene Mutter war, was er nicht habe verarbeiten können. Verstörend sei es etwa auch für Großväter, die Pornografie konsumieren mit Darstellerinnen, die ihre Enkelinnen sein könnten. Ahlers: „Wenn die Enkelin dann im echten Leben vorbeikommt, um sich ihr Taschengeld abzuholen, dann legen sich die Bilder übereinander.“

Genital-OPs und Männer, die sich zurückziehen

Was man als Porno-Clip gesehen habe, sei für viele Nutzer „gefühlte Wahrheit“ und werde vom Gehirn entsprechend verarbeitet. „Filme haben eine andere Wirkung als Bilder“, so Ahlers. Man müsse sich fragen, ob Kinder und Jugendliche Pornografie als Fiktion de-

chiffrieren können. Pornografie sei jedenfalls nicht geeignet, Kindern und Jugendlichen etwas beizubringen. Pornografie sei ein „supranormaler“ Reiz, stärker als Reize aus der Realität. Fiktion und Realität würden bereits von Erwachsenen ins Verhältnis gesetzt, mit der Ehefrau verglichen: „Die Realität klickt nicht so.“ Manche Männer hätten keine eigenen Sexualfantasien mehr, nur noch Clips im Kopf. Früher sei das gängige Problem zwischen Eheleuten gewesen, dass der Mann immer Sex wollte, die Frau aber nicht. „Heute ziehen sich Männer zurück. Das ist ein neues Phänomen“, so Ahlers. Ein weiteres Phänomen: „Es gibt immer mehr Genital-OPs.“

Die Begriffe Erotik und Pornografie werden laut Ahlers häufig vermischt. Das Spektrum sexuell erregender Darstellungen reiche von Katalogwerbung und Erotikmagazinen wie etwa dem Playboy (Erotika, noch keine Pornografie) über Standard-Pornografie (Oral- und Genitalverkehr), Hardcore-Porno-

grafie (Analverkehr, Fisting etc.), Devianz-Pornografie (Luftabdrücken, Exkrement etc.) bis hin zur Delinquenz-Pornografie (Vergewaltigungen, Kinderpornografie etc.). Wichtig sei es, die Medien-Kompetenz von Kindern und Jugendlichen zu stärken und mit den Kindern zu sprechen. „Es ist zwar uncool, zu problematisieren, doch ich mache das ganz bewusst“, so Ahlers. Was heute viel zu häufig geschehe, sei eine Bagatellisierung. Dr. Christoph J. Ahlers ist Autor des Buches „Himmel auf Erden & Hölle im Kopf – Was Sexualität für uns bedeutet“.

Sexuelle Gewalt und Kindesmissbrauch

Prof. Dr. Tillmann Krüger von der Medizinischen Hochschule Hannover hat sich der Vorbeugung sexueller Gewalt verschrieben und widmet sich unter anderem dem Forschungs- und Präventionsprojekt Dunkelfeld zum Thema Pädophilie und Kindesmissbrauch. „Die Widerstände sind groß, wenn man ein solches Projekt startet“, so Krüger. Doch man müsse immerhin davon ausgehen, dass etwa 250.000 Männer zwischen 18 und 75 Jahren in Deutschland pädophil veranlagt seien. Es gehe darum, zu erreichen, dass sie nicht zum Täter werden. Mit Netzwerken und Anlaufstellen, die auch tatsächlich genutzt würden, habe Deutschland inzwischen international eine Vorreiterrolle inne.

Auch die sexuelle Gewalt gegen Frauen ist ein großes Thema für Krüger. In Europa sei jede dritte Frau nach ihrem 15. Lebensjahr körperlicher und/oder sexueller Gewalt ausgeliefert gewesen. Jede 20. Frau in Europa sei Opfer einer Vergewaltigung. Doch nur acht Prozent von ihnen wendeten sich an die Polizei, und in nur drei bis vier Fällen komme es zu einer Anzeige. „Die psychische Belastung für die Frauen ist enorm“, so Krüger. Bei den Tätern handle es sich zu 37 Prozent um Bekannte, zu 20 Prozent um den Ehepartner und zu 30 Prozent um Unbekannte. Was die Ursachen für sexuelle Gewalt angeht, so spielten etwa situative und psychische Faktoren oder auch biologische Präpositionen eine Rolle. Häufiger seien etwa schüchterne oder kleine Frauen betroffen. Es bestehe noch Forschungsbedarf, aber man könne jedenfalls nicht sagen, dass sich Gewalt im Laufe der Entwicklung der Sexualität einfach durchgesetzt habe.

Gesa Lampe
(Fortsetzung auf Seite 4)

Wenn Homosexuelle heterosexuell leben

■ Studie: Rund sechs Prozent leben eine Diskrepanz / Warnung vor psychischen Problemen

MÜNCHEN (rd). 12.354 Männer im Alter von 45 Jahren haben für eine Studie des Klinikums rechts der Isar der Technischen Universität München (TUM) über Sex gesprochen. Die Studie macht einige Diskrepanzen erstmals statistisch sichtbar: So hatten etwa zehn Prozent der homosexuellen Männer in den letzten drei Monaten Sex mit einer Frau. Rund sechs Prozent waren „hidden homosexuals“, die sich selbst als homosexuell sahen, Sex aber nur mit Frauen hatten und häufig verheiratet waren.

Über zwei Jahre hinweg befragten Ärztinnen und Ärzte Männer im Alter von 45 Jahren in Düsseldorf, Hannover, Heidelberg und München unter anderem über ihre erste sexuelle Erfahrung, ihre sexuelle Orientierung, die Anzahl ihrer Partnerinnen und Partner

und ihre sexuellen Praktiken. Studienleiterin ist Prof. Kathleen Herkommer, Oberärztin in der Klinik für Urologie am Universitätsklinikum rechts der Isar. Die Daten wurden im Rahmen der PROBASE-Studie erhoben, die das Risiko für Prostatakrebs bei jungen Männern ermittelt und durch die Deutsche Krebshilfe finanziert wird.

Unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung machten die Männer ihre ersten sexuellen Erfahrungen im Alter von etwa 18 Jahren – mit Frauen. Erst im Durchschnitt zwei Jahre später hatten einige auch sexuelle Kontakte zu Männern und auch das unabhängig von ihrer in der Studie angegebenen Orientierung. Die Studienleiterin erklärt das so: „Es handelt sich dabei wohl um eine Findungsphase, in der sexuell Unterschiedliches ausprobiert wird.“ Jeder

zehnte homosexuelle Mann hatte in den letzten drei Monaten Geschlechtsverkehr mit Frauen. Ähnliche Studien aus Australien, Belgien oder den USA hatten diese Abweichung von sexueller Orientierung und Sexualverhalten bisher nicht gefunden, heißt es in der Pressemitteilung des Klinikums weiter.

Bis zum 45. Lebensjahr hatte der Großteil (98 Prozent) der heterosexuellen Männer mit bis zu zehn unterschiedlichen Menschen Sex. Etwa ein Drittel der bisexuellen Männer und knapp die Hälfte der homosexuellen Männer waren sexuell deutlich aktiver: Sie hatten mehr als 30 unterschiedliche Sexualpartner beziehungsweise -partnerinnen.

Im Alter von 45 waren über drei Viertel der heterosexuellen Männer zwischen fünf und zehn Jahren mit

ihrer Partnerin zusammen, auch über die Hälfte der homo- und bisexuellen Männer waren in einer festen und langjährigen Partnerschaft. Knapp 70 Prozent der heterosexuellen Männer waren verheiratet, 80 Prozent waren Vater geworden.

Auffällige Diskrepanzen zwischen der angegebenen sexuellen Orientierung und der gelebten Sexualität zeigten sich vor allem bei den Homosexuellen. „Wir haben eine Gruppe gefunden, die ihre Homosexualität zwar kennen, diese aber nicht ausleben, sondern ein rein heterosexuelles Leben führen und geführt haben – häufig mit Ehefrau und Kindern. Es gibt Hinweise darauf, dass eine solche Diskrepanz zu psychischen Problemen führen kann. Unsere Studie liefert wichtige Daten, um das Phänomen weiter zu erforschen“, sagt Prof. Herkommer und ergänzt: „Andere Studien gaben bereits Hinweise, dass es diese Gruppe gibt. Wir konnten es jetzt erstmals wissenschaftlich beweisen.“ Betroffen waren davon 5,9 Prozent der homosexuellen Männer.

Originalpublikation: Veronika E. Goethe, Hannes Angerer, Andreas Dinkel, Christian Arsov, Boris Hadaschik, Florian Imkamp, Jürgen E. Gschwend, Kathleen Herkommer, Concordance and Discordance of Sexual Identity, Sexual Experience and Current Sexual Behavior in 45-year Old Men: Results from the German Male Sex-Study, Sexual Medicine, Oktober 2018, DOI: 10.1016/j.jsxm.2018.08.001

Weitere Informationen siehe auch unter [https://www.smoa.jsexmed.org/article/S2050-1161\(18\)30081-3/fulltext](https://www.smoa.jsexmed.org/article/S2050-1161(18)30081-3/fulltext)